

Buchbesprechungen = Recensions critiques = Book reviews

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de
sociologie = Swiss journal of sociology**

Band (Jahr): **38 (2012)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen / Recensions critiques / Book Reviews

Die Auswahl der Bücher zur Rezension behalten sich die Redaktion und die beiden für diese Rubrik Verantwortlichen vor. Unverlangt eingesandte Buchbesprechungen werden nicht veröffentlicht.

Le choix des livres qui font l'objet d'une recension critique est effectué par la rédaction et par les deux responsables de cette rubrique. Les recensions non sollicitées ne sont pas publiées.

Books to be reviewed are selected by the Editor and the two Book Review Editors. Unsolicited reviews are not published.

Roswitha Breckner, Sozialtheorie des Bildes. Zur interpretativen Analyse von Bildern und Fotografien. Bielefeld: transcript, 2010. 334 S.

Die soziologische Bildforschung gehört zu den noch jungen Forschungsrichtungen in den Sozialwissenschaften. Nachdem in den 1990er Jahren der «iconic» bzw. «pictorial turn» ausgerufen wurde, hat die Diskussion mit einiger Verzögerung auch die sozialwissenschaftliche Reflexion erreicht. Zwar gab es auch schon früher vereinzelt Arbeiten, die sich mit der Bedeutung und Funktion von Bildern, ihrer sozialen Aneignung und Wirksamkeit auseinandersetzten. Abgesehen von diesen punktuellen Bemühungen machte aber bereits die Rede von einer Bildvergessenheit oder gar Bilderfeindlichkeit der Soziologie die Runde. Insbesondere für die deutschsprachige Diskussion lässt sich konstatieren, dass die sozialwissenschaftliche Bildforschung erst im Verlauf der letzten Dekade eine Forschungsrichtung formiert, die mittlerweile sogar ihr eigenes wissenschaftliches Personal für die sozialwissenschaftliche Bildanalyse rekrutiert. Als gemeinsamer Bezugspunkt dieses jungen, in Grundbegriffen und Methoden dennoch bereits breit diversifizierten Forschungsfeldes, kann die Annahme betrachtet werden, dass Bilder und andere visuelle Darstellungsformen eine gegenüber Äusserungsformen wie Wort und Schrift eigenständige sozialitätsstiftende Qualität besitzen. Bilder entfalten, mit anderen Worten, eine eigene sinnstiftende

und erkenntnisproduzierende Wirksamkeit und sie sind folglich an der Produktion sozialen Sinns konstitutiv beteiligt.

Die «Sozialtheorie des Bildes» der Wiener Soziologin Roswitha Breckner fällt in die gegenwärtige Konjunktur einer erhöhten soziologischen Aufmerksamkeit für das Bild. Einsatzpunkt des Buches ist die Beobachtung, dass Bilder zwar ein wesentlicher «Bestandteil sozialer Sinnbildungsprozesse» (S. 9) seien, die Soziologie aber noch über keine zuverlässigen Instrumente zu ihrer Analyse verfüge. Entsprechend ist der Anspruch des Buches, ein grundbegrifflich vermitteltes Verfahren «zur interpretativen Analyse von Bildern und Fotografien», so der Untertitel des Buches, zu entwickeln. Vorangetrieben werden soll damit die Methodenreflexion der soziologischen Bildforschung. Dazu schlägt die Autorin eine an die Sequenzanalyse bewegter Bilder angelehnte Segmentanalyse von fixierten Bildern, kurzum Fotografien, vor. Angeleitet durch eine grundbegriffliche Konstellation symboltheoretischer und bildwissenschaftlicher Ansätze, soll mit diesem methodischen Zugriff auf das fotografische Bild ein Forschungsdesign für die sozialwissenschaftliche Bildhermeneutik formuliert werden.

Der originelle Aufbau des Buches alterniert in der Kapitefolge durchgängig zwischen Bildinterpretation und (Bild-)Begriffsreflexion. Das Untersuchungskorpus umfasst vier gesellschaftliche Anwendungskontexte, in denen die Autorin den spezifisch bildbezogenen Mehrwert im Prozess der

Formierung sozialen Sinns herausstellen möchte: Die Repräsentation des Privatlebens ökonomischer Eliten in einer österreichischen Wirtschaftszeitung, von Geschlechterbildern in einer Fotografie von Helmut Newton, einer Bildbiografie im Fotoalbum und schliesslich die visuelle Inszenierung von Fremdheit im öffentlichen Raum, wird dabei jeweils mit einer Rekonstruktion signifikanter bildtheoretischer Positionen und Perspektiven verbunden, die in den Bildwissenschaften breit diskutiert wurden und nunmehr produktiv in den methodologischen Fragehorizont einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik aufgenommen werden sollen. Der Kombination aus Bildinterpretation und Grundlagenreflexion einschlägiger bildwissenschaftlicher Paradigmen (Bild als Medium, Bild als Spur, Bild als Körper) ist ein Kapitel zur symboltheoretischen Konturierung des in dem Buch vorgestellten Bildbegriffs vorangestellt, das zusammen mit dem vorgeschlagenen methodischen Verfahren der Segmentanalyse die interessantesten Anknüpfungspunkte des Buches für die soziologische Bildreflexion eröffnet.

Die Autorin greift hierzu auf die Symboltheorie der amerikanischen Philosophin Susanne K. Langer zurück, um die Anschlussmöglichkeiten an insbesondere wissenssoziologische, phänomenologische und hermeneutische Konzepte (S. 30–53) auszuloten. Ausgangspunkt ist die Überlegung, dass Symbole in einem «Spannungsfeld sinnlicher Wahrnehmung und abstrahierender Symbolbildung» (S. 31) erzeugt werden und Bilder – zusammen mit anderen Formen der Symbolisierung wie z. B. Sprache, Rituale, Kunst oder Wissenschaft – im Konstruktionsprozess sozialer Wirklichkeiten eine formative Kraft darstellen. Um die wirklichkeitserzeugende Symbolisierungsqualität des Bildes gegenüber anderen Formen der symbolischen Sinn- und Bedeutungsproduktion deutlich hervortreten zu lassen, schlägt die Autorin im Anschluss an Langer als analytische Leitunterscheidung die Differenzierung in präsentative und diskursive Formen der Symbolisierung vor. Das Hauptmerkmal besteht

dabei in der Unterscheidung einer simultanen (bildlichen) von einer sequentiellen (schriftsprachlichen) Logik der Bedeutungsbildung. Während demzufolge in einem präsentativen Modus die gleichzeitige und unmittelbare Sichtbarkeit aller Bildbestandteile (Linien, Farben, Kontraste, Proportionen, etc.) den Sinn- und Bedeutungsbezug eines Bildganzen herstellt, bestimmt in diskursiven Formen der Symbolisierung die lineare Organisation und das geordnete Nacheinander von Wörtern, Wortverbindungen und Sätzen den Prozess der Sinnbildung. Zu Recht weist die Autorin darauf hin, dass es sich hierbei um eine konzeptionelle Unterscheidung handelt, insofern sprachliche Artikulationen – z. B. in der metaphorischen Rede – ebenso präsentativ symbolisieren könnten, wie natürlich umgekehrt Bilder stets auch diskursiv Bedeutung hervorbringen. Es ist für die Autorin dennoch sinnvoll, beide Symbolisierungsformen analytisch zu unterscheiden, denn die Funktion des präsentativen Symbolismus bestehe nicht zuletzt darin, «etwas auszudrücken, was sich der Sprache entzieht» (S. 48). Diskursive Formen der Symbolisierung seien besser dafür geeignet, Ereignisse und kausale Zusammenhänge in ihrer zeitlichen Abfolge zu narrativieren; die besondere Qualität von Bildern komme hingegen speziell dort zum tragen, wo es um thematische oder räumliche Erfahrungen und Wahrnehmungen (z. B. Widersprüche, Gegensätze, Paradoxien) gehe, die sich in einem «einzigsten totalen Ausdruck» (S. 46) in verdichteter Form sichtbar machen liessen.

Die Segmentanalyse ist der zweite wesentliche Aspekt der «Sozialtheorie des Bildes». Darunter versteht die Autorin ein Interpretationsmodell, das der Analyse von Einzelbildern in konkreten Sinnzusammenhängen verpflichtet ist. Die Phasenbeschreibung der einzelnen Untersuchungsschritte erinnert dabei an das dreistufige Analyseverfahren der Ikonologie von Erwin Panofsky, das verschiedentlich in der kultursoziologischen Bildhermeneutik bereits aufgegriffen wurde. Danach wird in einem ersten Schritt die Beschreibung des eigenen Wahrnehmungs-

prozesses festgehalten und das Bild deskriptiv nach Spontaneindrücken «abgewandert»; in einem zweiten Schritt soll mittels einer Bedeutungsanalyse der symbolische Gehalt der Darstellung erschlossen werden; und schliesslich wird in einem dritten, theoretisch vermittelten Interpretationsschritt der Bedeutungsgehalt eines Bildes, seine manifesten und latenten Sinnschichten, als Ausdrucksform eines kulturellen Musters rekonstruiert. Die Segmentanalyse folgt im Wesentlichen diesem Schema, adressiert darüber hinaus auch noch Fragen zu Herstellungs- und Gebrauchskontexten («Betrachtungszusammenhänge») von Bildern, um über eine zusammenfassende Erörterung der Frage, wie etwas «im und durch das Bild für wen in welchen medialen und pragmatischen Kontexten sichtbar» (S. 293) wird, zu einer Einbettung der Analyseresultate in einen sozialwissenschaftlichen Erklärungszusammenhang zu gelangen. Schliesslich formuliert die Segmentanalyse noch einen wichtigen methodologischen Einwand, der sich gegen die deduktive Ableitung der in einem Bild präsenten Bedeutungselemente aus objektiven Sinnstrukturen richtet. Im Gegensatz zu einem deduktionslogischen Ansatz würden in der Segmentanalyse keine Hypothesen vorab gebildet, um sie am konkreten Bildmaterial dann lediglich abzulesen. Im Anschluss an Max Imdahl gelte es vielmehr, das konkrete Bild als den genuinen Ort der Genese von Sinn anzuerkennen und die interpretatorische Bedeutung ausserbildlicher sozialer Referenzen in der Analyse zu relativieren.

An diesem letztgenannten Punkt, also dem postulierten «Prinzip der Offenheit gegenüber der Vielfalt von Bedeutungsmöglichkeiten» (S. 276), die dem spezifischen Bild selbst abgerungen werden könnten, offenbaren sich dann auch die Schwierigkeiten interdisziplinären Arbeitens und Forschens. Ein Resümee der Vorzüge und Schwachpunkte des Buches muss diesen Punkt zwangsläufig aufgreifen, denn die analytische Rückbesinnung auf die formale Bildebene, die aus kunsthistorischer Sicht zu Recht angemahnt wird, müsste aus soziolo-

gischer Sicht hinsichtlich des erwartbaren Erkenntnisgewinns erst einmal plausibel gemacht werden. Welchen bildlichen Mehrwert demnach die Resultate der Segmentanalyse mit Blick auf ihre soziologische Plausibilisierung besitzen, liegt jedenfalls nach der am vorgestellten Material durchgeführten Methode nicht unbedingt auf der Hand. Die untersuchten Fallbeispiele machen das deutlich: Die Interpretation der Darstellung von Wirtschaftseliten beispielsweise läuft darauf hinaus, die einzelnen Bildsegmente als Anzeichen und Symbole einer Fusion von ökonomischer und politischer Macht zu dekodieren. Es ist jedoch schwer zu erkennen, wie dieses wohl erwartbare Resultat durch das Bild selbst eingeholt wird, statt durch den textuellen Umraum entsprechend instruiert zu werden. Die Fotografie wirkt hier allenfalls amplifikatorisch: Sie zeigt nur, was der Alltagsverstand immer schon vermutet hat. Die Segmentanalyse legt eine Reihe interessanter Details in der Bildinterpretation frei, aber es bleibt unklar, wie diese entlang der Annahme, dass der präsentative Symbolismus der Bilder etwas zeigt, was sich anderen Mittel der Erkenntnisgewinnung entzieht, zu überraschenden Einsichten führen könnte. Als Synopsis bildtheoretischer Positionen und Perspektiven und als Einführung in relevante Paradigmen der Bildkritik liest man das Buch aber ebenso mit Gewinn wie den Vorschlag der Segmentanalyse als einem Interpretationsverfahren von Bildern. Eine Bildreflexion, mit dem Anspruch auf soziologische Generalisierung, wie es der Titel der Studie nahelegen könnte, sollte man als Leser allerdings nicht erwarten.

Dr. des. Il-Tschung Lim

Universität Luzern

Kultur- und Sozialwissenschaftliche Fakultät

Soziologisches Seminar

CH-6002 Luzern

Duclos Laurent, Groux Guy et Mériaux Olivier (éds). *Les nouvelles dimensions du politique. Régulations professionnelles et régulations sociales*. Paris: LGDJ, Lex-tenso Editions, 2009. 307 p.

Les relations entre « partenaires sociaux », principalement les représentants des syndicats et du patronat, forment la trame d'un modèle politique basé sur la négociation et l'échange mais aussi une certaine euphémisation des rapports de force. Si ce motif central de la démocratie sociale, et peut-être des États Providence, ne s'est pas complètement élimé, il se dessine certainement différemment aujourd'hui. L'ouvrage dirigé par L. Duclos, G. Groux et O. Mériaux entend examiner les évolutions de ce type de régulation à l'aune des transformations plus générales qui secouent la sphère politique. Centré sur la France, il propose des contributions de deux ordres: 1) des études de cas sur des domaines sociaux ou des institutions où interviennent les représentants des employeurs et des employés, tels les Prud'hommes, la santé au travail, l'aide au logement, la mise en place des 35 heures, la formation professionnelle; 2) des chapitres insistant plus sur les cadres conceptuels propres à saisir les modifications des modalités de partenariat et notamment les effets induits par la mise en place de normes et législations européennes.

Un des apports principaux du livre est sans conteste la volonté de réintroduire les régulations sociales et les relations professionnelles comme objets de plein droit en science politique, afin qu'elles ne soient plus considérées comme domaine « à part », réservé à d'autres disciplines. Cette intention, précisée dans l'introduction et au fil de l'ouvrage, est bien compréhensible dans le contexte français dans lequel l'étude des relations professionnelles et des types de régulations afférentes s'est constituée comme domaine spécialisé au sein de la discipline sociologique, traité dans des réseaux de recherche spécifiques, peu connectés à la science politique, ainsi qu'à la sociologie de l'action publique et des nouvelles formes de gouvernance. Établir ce

pont était donc nécessaire. Pour le lecteur suisse, l'intérêt du livre ne réside pas principalement là puisque l'étude des rapports entre partenaires sociaux et des groupes d'intérêt qui les incarnent, a toujours été au cœur de la science politique. Il rouvre plutôt les débats et l'analyse sur la délégation des tâches aux partenaires sociaux dans un système qualifié de fédéraliste. Dans cette perspective, la confrontation avec les rouages des dispositifs institutionnels et législatifs adoptés chez nos voisins invite, voire oblige, à réviser nos schémas de penser théoriques en nous demandant – question toutefois pas complètement neuve – ce qui fait la particularité des alliances entre partenaires sociaux en Suisse et ce que recouvre le qualificatif de néo-corporatiste. Certes, pour qui voudrait une réponse rapide à cette interrogation, l'entrée dans l'ouvrage représentera un coût élevé: en effet, le vocabulaire et la syntaxe employés, les sigles et expressions utilisés restent parfois ardues à déchiffrer, tout comme les nombreuses précisions concernant des textes de droit, même pour des chercheurs étrangers habitués aux recherches sur la France.

Cette difficulté est en partie liée à l'objet traité: les relations aux fondements de la démocratie sociale font l'objet de codifications et de législations juridiques nationales particulières. En France, de nombreux mécanismes de paritarisme consistent en des montages complexes (cf. gestion de la sécurité sociale et de ses différentes branches). On peut d'ailleurs déceler dans ces obstacles un signe que les spécialistes du domaine courent le risque de se rapprocher de leur objet d'étude au point d'en adopter parfois la perspective techniciste. Ainsi, certains éléments explicatifs sur les relations professionnelles à la française apportés en conclusion auraient gagnés à être présentés beaucoup plus rapidement. Les introductions des quatre parties (« L'enracinement historique des systèmes de relations professionnelles et de leur rapport au politique », « Les cadres théoriques revisités », « Politiques publiques et relations professionnelles: dépendances croisées », « Le dialogue social comme ins-

trument d'une action publique négociée») remplissent quant à elles pleinement leur fonction de balise et d'éclairage.

Plus substantiellement, la thématique fixée par les responsables de l'ouvrage est riche. Il s'agit 1) d'examiner dans quelle mesure les formes récentes d'action publique axée sur l'efficacité managériale ont remodelé, ou plus particulièrement affaibli, les arrangements de régulation professionnelle 2) de savoir si les appels à la démocratie sociale et participative correspondent à un retrait ou au contraire un renforcement de l'État central ou de ses instances territorialisées. En tenant compte des différences entre secteurs et entre domaines des politiques publiques, il apparaît primordialement que le travail de production de normes impliquant les partenaires sociaux et l'État s'est complexifié (partie 4) c'est-à-dire que les centres de décisions sont devenus plus nombreux, plus « polycentriques ». Par exemple dans le domaine de la formation professionnelle, les cadres négociés au niveau national ou de branche rencontrent les projets des conseils régionaux qui ont des préoccupations en matière de développement industriel local et de marché de l'emploi qui ne sont pas toujours compatibles avec les questions de formation professionnelle telles qu'elles sont traitées par les acteurs représentatifs habitués à prendre en charge ce problème. Cette multiplication des acteurs concourant aux processus décisionnels résulte-t-elle ou conduit-elle à une perte de légitimité des politiques portées par l'État central et par ses alliés « traditionnels », les partenaires sociaux ? La majorité des contributions concluent à une fragilisation des arrangements qui s'étaient institutionnalisés sur la durée (partie 1). Cette fragilisation opère « par le haut » : dans de nombreux secteurs, la législation européenne produit de la législation sociale sans que les partenaires sociaux ne soient en mesure de négocier, ou des accords ne donnent pas lieu à directive comme dans les cas du télétravail, du stress au travail. Cette fragilisation résulte également d'une fragmentation : la conclusion d'accords d'entreprises au détriment d'accords plus larges.

Sur cet aspect, l'ouvrage rejoint un constat des politistes qui ont travaillé sur les réseaux d'action publique et sur l'avènement de réseaux plus diversifiés et transversaux que les *policy networks* comprenant deux ou trois acteurs clairement identifiés et stables. Dans cette perspective, on s'étonnera que les auteurs ne se réfèrent pas plus abondamment à la littérature sur ce thème. Ils abordent pourtant à la marge une interrogation centrale : à savoir comment des acteurs établis se voient contester leur légitimité, juridique et politique, par de nouveaux acteurs (la représentativité n'étant jamais définitivement acquise) ou par des changements sociaux hors de leur maîtrise. À cet égard, la contribution de Luc-Henry Choquet sur l'Union nationale des associations familiales est très éclairante puisqu'elle montre que cette instance de représentation de la famille peine à inclure la diversité des nouvelles structures familiales et des problèmes qu'elles font surgir. Sur le versant du décloisonnement des relations exclusives entre syndicats et patronat et d'une reconfiguration des politiques publiques (partie trois), on retiendra en sus l'idée que les injonctions à plus de participation et de délibération se heurtent non seulement au monopole de la représentation mais aussi à l'épineuse publicisation de questions délicates dont le propre était précisément d'être négociées en cercles très restreints, comme le montre la contribution d'Emmanuel Henry sur la santé au travail. Dans ce domaine, les partenaires sociaux négociaient des risques qui étaient pour eux acceptables mais qui ne le deviennent plus dès lors qu'ils sont évalués à l'aune de l'ensemble plus vaste de la santé publique.

S'il se focalise sur le politique, cet ouvrage présente un intérêt sociologique évident puisqu'il documente et propose une réflexion sur les processus sociaux (de légitimation et de régulation) qui encadrent les prises de décisions politiques. Il aborde donc à la fois des thématiques de la sociologie du droit, des relations professionnelles et de façon moins immédiate des groupes d'intérêt et des formes de démocratie. Il ne peut qu'inciter

à opérer un travail similaire sur l'avenir des formes de concertation entre partenaires sociaux en Suisse.

Muriel Surdez
Professeure associée
Domaine Sociologie, Politiques sociales et
Travail social
Faculté des Lettres
Université de Fribourg
muriel.surdez@unifr.ch

Fassa, Farinaz et Sabine Kradolfer (éds).
Le plafond de fer à l'université. Femmes
et carrières. Zurich : Seismo, 2010. 244 p.

Dans cet ouvrage, Farinaz Fassa et Sabine Kradolfer rassemblent onze contributions qui s'attachent à mieux cerner les mécanismes qui excluent des femmes du monde académique. Si le fait que les femmes sont majoritaires parmi le corps étudiant et que leur proportion baisse tout au long de la hiérarchie universitaire ne fait plus débat, il n'en va pas de même en ce qui concerne l'explication du phénomène. Les contributions se distancient des approches en termes de régime de genre ainsi que de « tuyau percé » – la disparition a lieu à des moments précis – et reprennent la notion de *plafond*. Ce faisant, soulignant les différences des trajectoires des femmes et les obstacles objectifs qu'elles rencontrent (taux d'activité inférieur, engagement plus tardifs, positions plus précaires), les éditrices enjoignent à penser la disparition des femmes comme résultant d'une somme de micro-difficultés rencontrées dans un « monde diffusant une culture inamicale » (p.14).

C'est précisément dans la multiplicité des obstacles institutionnels rencontrés par les femmes – ainsi que par certains hommes – tout au long de leurs carrières que Catherine Marry (*Le plafond de verre dans le monde académique: l'exemple de la biologie*) situe l'origine des inégalités, que le recrutement « méritocratique » ne permet pas d'éliminer. L'absence d'inégalités et l'idée que seules les

compétences comptent sont pourtant au cœur du discours du monde scientifique. C'est de ce discours que part Isabelle Stengers (*L'étoffe du chercheur: une construction genrée?*) pour décrire la construction de l'« étoffe du chercheur », qui, inquestionnable, suppose d'être libéré des soucis pratiques de la vie quotidienne. L'auteure dresse le portrait d'une science (conçue socialement comme « dure ») qui, sous couvert du dogme de l'objectivité, ne se pose que les questions auxquelles elle est en mesure d'apporter des réponses dans les termes d'un et d'un seul paradigme. Le chercheur se mue alors en un somnambule phobique qui se coupe de la société et de ses citoyen·ne·s, dont il aurait pourtant tout intérêt à entendre les questions et à s'y confronter, au lieu de les balayer d'un revers de main.

La dimension exclusive du monde académique est un élément central de la contribution de Magdalena Rosende (*Accès des femmes au professorat: quels sont les mécanismes cachés du pouvoir académique?*). Abordant la question de la ségrégation verticale, elle constate que le modèle de carrière à l'université reste le temps plein, le parcours ininterrompu, la disponibilité, la mobilité, la construction d'un réseau et la publication, ce qui exclut la coexistence d'engagements sur d'autres plans. Or la conciliation incombe majoritairement aux femmes. C'est pourquoi, si l'université se veut neutre du point de vue des conditions d'accès et « pren[d] désormais en compte l'appartenance de sexe, elle continue à ignorer le genre » (53). En effet, les procédures de nominations pointent vers une évaluation différentielle des candidatures selon qu'elles sont le fait d'un homme ou d'une femme. C'est ce phénomène que présente Carine Carvalho (*Nomination des professeurs à l'Université de Lausanne et perception des (in)égalités*) en décrivant la procédure de nomination des professeur.e.s à l'Université de Lausanne. Examinant les rapports de commissions de nomination, elle constate que des facteurs tels que l'âge, l'expérience pédagogique ou le nombre de publications donnent lieu à des évaluations différentielles en fonction de

l'appartenance sexuée des candidat·e·s. On aboutit alors à une « maximisation » des candidatures masculines et à une « minoration » (p. 163) des candidatures féminines. L'auteure situe l'origine de ce phénomène au niveau du modèle masculiniste – mettant l'accent sur la productivité et l'esprit de compétition – en vigueur dans le monde académique et insiste sur la nécessité de reconnaître la figure de la chercheuse, absente des représentations collectives. En effet, le monde universitaire ne fait pas exception de ce point de vue, et, comme le montre Edmée Ollagnier (*La conciliation comme un analyseur des conditions de travail à l'Université: l'exemple de Genève*), renforce les inégalités de sexe à l'œuvre dans d'autres sphères. Se basant sur une enquête réalisée à l'Université de Genève et sur une vaste revue de littérature internationale, l'auteure traite de la conciliation entre vie privée et parcours universitaire et en conclut que ce ne sont pas seulement les mères qui sont touchées par les effets négatifs de cette injonction à la conciliation, mais les femmes en général.

Le lien entre conciliation et absence des femmes au pinnacle de la hiérarchie académique est également au cœur de la contribution de Margarita Sanchez-Mazas et Annalisa Casini (*Femmes et plafond de verre académique: la disponibilité temporelle en question*). Elles proposent d'en rendre compte sous l'angle de la disponibilité temporelle et des tensions entre les dimensions liées aux identités sociales de femmes et les normes professionnelles académiques – disponibilité, mobilité, assiduité – qui supposent une grande flexibilité dans le taux d'investissement et d'engagement. Un passage par la littérature permet de mettre en évidence le fait que certaines étapes de la carrière académique sont plutôt favorables à la gestion conjointe des parcours familiaux et professionnels, mais que cette flexibilité professionnelle devient problématique à partir d'un certain niveau hiérarchique. Apparaît ainsi une discordance de normes temporelles au fur et à mesure de l'avancement de carrière. De même, Julia Leemann, Stefan Boes et Sandra Da Rin (*La perte plus que*

proportionnelle des femmes dans les parcours académiques. Quelques résultats quant aux caractéristiques du champ scientifique et à ses processus genrés d'exclusion) considèrent que l'enjeu de la « conciliation » constitue l'un des éléments principaux aidant à mieux cerner le phénomène de la disparition des femmes, en parallèle à l'absence de mentoring. Tandis que l'encouragement de la part d'un mentor ou d'une menta s'avère déterminant dans une carrière académique, les femmes en bénéficient moins souvent que les hommes. En outre, la conciliation s'avère plus complexe pour les femmes, que la structure temporelle de l'horloge biologique amène à adopter un modèle synchronique, alors que les hommes ont plus souvent l'occasion de différer leur entrée en paternité.

Comme le montrent Farinaz Fassa, Sabine Kradolfer et Sophie Paroz (*L'engendrement des carrières à l'Université de Lausanne. De quelques idées reçues*), c'est notamment sous l'angle de la mère en puissance que les responsables universitaires rendent compte de la disparition des femmes des échelons supérieurs de la carrière académique. En effet, outre l'argument historique, c'est la difficulté de conciliation entre vie privée et professionnelle qui est invoquée comme explication principale des parcours sexués. Or, les auteures rappellent, d'une part, que les femmes sont plus nombreuses que les hommes au sein du corps étudiant et que, d'autre part, si les retards de carrière coïncident souvent avec une maternité, les femmes sans enfants les subissent aussi. En conclusion, l'article démontre que si les responsables universitaires envisagent une plus grande égalité et une amélioration de la situation des femmes, ils le conçoivent surtout dans une optique d'une meilleure conciliation travail-famille – oubliant par là d'autres facteurs qui insèrent les carrières dans un système de genre plus global.

Les témoignages de Valérie Cossy (*Une carrière à l'aune de l'égalité de chances*), ainsi que de Guite Theurillat et Sabine Kradolfer (*La promotion de l'égalité à l'université: entre théorie et pratique*), illustrent bien les pro-

blèmes concrets rencontrés par des femmes au cours de leurs parcours universitaires, donnant à voir quelques-unes des stratégies adoptées pour les contourner.

Dans un chapitre conclusif, Nicky Le Feuvre (*Les carrières universitaires à l'épreuve du genre: éléments de conclusion*) opère un retour sur différentes approches conceptuelles mobilisées pour rendre compte de la rareté des femmes dans les échelons supérieurs de la hiérarchie académique. Sont passés en revue trois registres discursifs (en termes de méfaits de la socialisation féminine; de justice sociale; de perte de ressources économiques) qui, dans leur manière de poser le problème de la déperdition, construisent les «spécificités féminines» comme source principale des inégalités de carrière. Estimant qu'aucun mécanisme unique ne permet de rendre compte de ce phénomène, qui résulte d'une multiplicité de facteurs, l'auteure caractérise quatre hypothèses explicatives de la moindre réussite professionnelle des femmes universitaires (déficiences en termes de productivité, disponibilité, ambition; double charge; manque d'ambition chez les femmes elles-mêmes; défaillances institutionnelles), rappelant que les mesures de promotion de l'égalité désormais proposées au sein des établissements universitaires (développement de voies spécifiques d'intégration des femmes – des *mummy tracks*, actions de soutien à la «confiance en soi», etc.) sont potentiellement à double tranchant: découlant d'une manière biaisée de «poser le problème», elles peuvent aboutir à «cristalliser les automatismes institutionnels qu'elles visent précisément à combattre» (238).

L'ouvrage offre donc une riche palette de contributions très documentées qui mettent le doigt sur une multiplicité de facteurs qui contribuent à la disparition progressive des femmes au fil des étapes de la carrière académique. La critique du concept du «tuyau percé» apparaît bien fondée, les contributions illustrant de manière pertinente que des me-

sures ponctuelles de colmatage ne constituent pas une solution adéquate pour s'attaquer réellement aux obstacles rencontrés par les femmes. Ces derniers s'inscrivent dans un système bien plus large, et ne relèvent pas simplement de l'impair. Mais la métaphore du «plafond» – qu'il soit de verre ou de fer –, avec son caractère statique, permet-elle vraiment de mieux rendre compte des obstacles rencontrés par les femmes, dont les analyses montrent la diversité d'apparition, d'intensité et de durabilité? Les textes proposés mettent en évidence divers sites d'origine de ce phénomène: ils sont à la fois sociétaux (division sexuelle du travail), sectoriels (logiques et exigences de carrières académiques) et locaux (critères de recrutement et de promotion à l'œuvre dans telle ou telle université). Ce qui remet en question l'unicité du phénomène et peut enjoindre à mieux situer les éléments du problème, leurs interrelations, et les lieux où il s'agit d'y apporter une réponse.

À ce titre, l'usage de la catégorie de *femmes* peut se révéler problématique. En se focalisant sur les seules femmes – sans toujours montrer que c'est cette catégorie qui est effectivement pertinente –, les analyses ne prennent-elles pas le risque de rabattre le sexe sur le genre, et de limiter la possibilité de voir en quoi les discriminations peuvent aussi opérer en fonction d'autres critères, y compris lorsqu'elles touchent des femmes?

Par ailleurs, la plupart des textes tend à traiter la question de la conciliation comme étant avant tout une préoccupation féminine. Si ceci est documenté statistiquement, on peut néanmoins se demander si accepter qu'une plus grande égalité passe par des mesures destinées exclusivement aux femmes ne les reconduirait pas comme différentes. Comme le rappellent Fassa, Kradolfer et Paroz, en proposant aux femmes des mesures visant une meilleure conciliation famille-travail, on aboutit à considérer toute femme comme une mère potentielle qui, à ce titre, serait prioritairement assignée à la sphère domestique et

familiale. Dès lors, ces mesures spécifiques ne reproduiraient-elles pas la *doxa* portée par les autorités décanales, dont l'ouvrage montre bien qu'elle contribue à la disparition progressive des femmes de l'université?

Isabelle V. Zinn
Laboratoire de sociologie (SSP)
Université de Lausanne
isabelle.zinn@unil.ch

Arthur Poget
Institut de plurilinguisme
Université de Fribourg / HEP
Fribourg
arthur.poget@unifr.ch



Terrains des sciences sociales

Frédéric Widmer

La coordination patronale face à la financiarisation

Les nouvelles règles du jeu dans l'industrie suisse des machines

Ca. 380 pages, ca. SFr. 58.—/Euro 43.—
ISBN 978-2-88351-054-8

Ce livre contribue à l'étude des capitalismes contemporains en étudiant les transformations de la gouvernance d'entreprise et des relations industrielles en Suisse survenues depuis les années 1990. Il s'agit d'un travail d'enquête portant sur l'industrie des machines, de l'électrotechnique et de la métallurgie, secteur qui constitue le noyau historique du capitalisme helvétique et le principal employeur et exportateur du pays. Il s'inscrit dans une démarche interdisciplinaire mêlant sociologie, économie politique et histoire.

L'auteur étudie d'abord les formes qu'a pris, après la seconde guerre mondiale, la coordination des élites économiques suisses. Il montre que les stratégies à long terme du management s'appuyaient sur la faible pression des marchés des capitaux, la grande interdépendance entre banques et entreprises et sur un système pacifié, « néocorporatiste », de relations industrielles. Ensuite, en analysant les transformations amenées par la libéralisation et la financiarisation de l'économie suisse, il montre comment le système traditionnel de gouvernance d'entreprise a été déstabilisé par l'affirmation des fonds d'investissement et l'apparition d'une nouvelle génération de managers qui allaient activer

un processus de restructurations orientées vers la création de richesse pour les actionnaires. Entretiens, analyse de réseaux et de documents d'archives à l'appui, la recherche explore alors les logiques d'interactions entre la sphère de la gouvernance d'entreprise et celle des relations industrielles, l'affirmation du capital financier faisant pression sur le partenariat social dans le sens d'une flexibilisation et déréglémentation du marché du travail. Tout en mettant la sociologie des élites au service d'une meilleure compréhension des processus de changement institutionnel dans les capitalismes contemporains, cette recherche souligne des logiques de changement différentes dans les sphères sous revue : changement disruptif dans la gouvernance d'entreprise, incrémental dans les relations industrielles.

Frédéric Widmer est docteur en sciences politiques de l'Université de Lausanne. Il est chercheur à la Haute École de travail social et de la santé Vaud (EESP, HES-SO) et coordinateur du Centre d'étude des capacités dans les services sociaux et sanitaires (CESCAP). Ses travaux portent sur le marché du travail, les relations professionnelles et la financiarisation des entreprises.